



ERSATZEXEMPLAR
Landes- und Stadtbibliothek
Düsseldorf

Vorbemerkung. Diese Abhandlung schließt sich an diejenige des Osterprogramms von Ostern 1908 an: „Zur Behandlung Eduard Mörikes in Prima“. Die Voraussetzung für eine solche Behandlung Th. Storms in Prima ist, daß der Dichter mit seinen wichtigsten Gedichten die Schüler von Sexta an begleitet hat, daß in einer Dichterfeier (in der Aula, mit Deklamation, Gesang und Lebensbeschreibung) auch er ihnen näher gebracht wurde und daß die Sekundaner und Primaner zum Lesen seiner bedeutendsten Novellen angeregt wurden. Storm darf als Bindeglied zwischen der älteren Generation (Romantiker, bes. Eichendorff, und Mörike) und der jüngeren (Liliencron) nicht flüchtig abgetan werden. Ueber sein Leben vergl. Paul Schütze, Th. Storm, sein Leben und seine Dichtungen ² Berlin, Paetel 1906, ferner meine Verm. Auff. „Pädagogik und Poesie“ I² (Berlin 1908) S. 221 f.: Theodor Storm und Eduard Mörike, II (Berlin, 1905) S. 178 f.: „Theodor Storm zur Erinnerung und Würdigung“ und „In der Stadt Theodor Storms“.

Zur Behandlung Theodor Storms in Prima.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blicke dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

So schreibt der wackere Ernst Moritz Arndt.

Ein solches Heimatgefühl und ein solcher Familiensinn ist in hervorstechendem Maße die Seele norddeutscher Dichtung, zumal der Schleswig-holsteinischen. Vielleicht findet sich nirgend in Deutschland ein so ausgeprägter Heimatstolz wie in Nordalbingien. Und wahrlich, dort hat die insulare Abgeschlossenheit im Bunde mit günstigen Bedingungen der Natur und Kultur eine Sonderart des Geisteslebens groß gezogen, die sich in einer bewundernswert großen Anzahl bedeutender Männer ausgeprägt hat. Auf allen Gebieten hat das kleine Ländchen führende Geister hervorgebracht, in der bildenden Kunst sei nur an Asmus Carstens, Brütt, Harro Magnussen, in der Musik an Karl Maria v. Weber, Reinecke, in der Geschichtsschreibung an Dahlmann, Waitz, Theodor Mommsen, in der Germanistik an Müllenhoff und Rochus von Liliencron erinnert, der zugleich in der Musikgeschichte Epochenmachendes leistete und als Herausgeber der Allgemeinen deutschen Biographie sich die größten Verdienste erwarb. Und welche stattliche Zahl von bedeutenden Dichtern brachte das 19. Jahrhundert in Schleswig-Holstein hervor: Hebbel, Storm, Groth, Jensen, Heiberg, Liliencron, Kröger, Frenssen! Und wir fügen die Lübecker Geibel und Falke, den Hamburger Otto Ernst, und unter den Frauen Charlotte Niese, Ilse Frapan und Helene Voigt-Diederichs hinzu. Was gibt diesen allen ihre Bedeutung? Es ist die Kraft, die in der Heimatsholle wurzelt.

In der Vereinigung von Gegensätzen liegt der Reiz und die Bedeutung der Persönlichkeit. Herb und knorrig und doch wieder weich und mild: das ist der Typus schleswig-holsteinischer Dichterart. Und diese ist ein Widerspiel der Natur des Landes selbst. Anmutig lockt die Ostküste mit ihren blauen Föhrden, ihren herrlichen Buchendomen, ihren schweigenden Seen, ihren üppigen Wiesen und Kornfeldern. Und im Westen braust die Nordsee an das von Dünen umgürtete Land, das in seinem Marschboden unerschöpflichen Reichtum birgt, aber auch mit dem Grün seiner Weiden, die von blinkenden Wassergräben durchzogen sind, mit den von Bäumen und Hecken umfriedeten Höfen des ästhetischen Reizes nicht entbehrt. Und den mittleren Streifen Landes nimmt die Geest ein: der Boden ist leicht und sandig, das Korn gedeiht hier nicht in seiner üppigsten Fülle, weite Strecken sind von Kiefern bewachsen, andere sind Moor- und Heideland, unterbrochen von kurzgehaltenem Eichenbusch und Wiesen, durch die kleine Bäche rieseln. Aber auch über der Heide liegt ein wunderfamer Zauber; wie am Meere ergreift uns das Gefühl der Abgeschiedenheit, der Einsamkeit und der Unendlichkeit des Raumes. Und mystisch klingen in der Stimmung das weite, waldlose Land, die weite graue See, der weite graue Himmel zusammen; Ahnung des Ewigen und Schwermut über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit schleichen sich ins Herz. Niemand hat dieser Landschaft, die dem oberflächlichen Beobachter kahl und reizlos dünkt und über der ein Bann der Stummheit ausgebreitet zu liegen scheint, eine Sprache verliehen, so daß aus der Stille eine traumhafte, unsagbar schöne Welt von Klängen hervorquoll, wie Theodor Storm.

Hebbel ist der selbstherrlichste und unabhängigste unter den nordalbingischen Genossen, ein einsiedlerischer Grübler wie Ibsen; wohl verleugnen der Grundzug des Schroffen und Herben in seinem Charakter und seine Lyrik den heimatischen Boden nicht, aber ihn, den geborenen Dramatiker, zogen die großen Fragen der Menschheit und die hohen Gegenstände aus Geschichte und Sage und Leben in überwiegendem Maße an.

Storm lebt und webt in der heimatischen Natur; wir spüren bei ihm Meereshauch und Heideduft; hier schimmert eine sonnige Wiese, dort dehnt sich melancholisch die braune Heide; hier grüßen uns grüne Buchenhaine und die weite See mit dem leicht verschleierten blauen Himmel darüber, dort hören wir den Sturm sein Weltmeerkonzert aufführen und sehen die Wolken gespenstisch dahinjagen.

Storm entriegelte den Zauber der nordischen Natur, wie er vor allem dem verhaltenen, schweigsam verschlossenen Innenleben des Norddeutschen die Zunge löste. Aber dabei kam es so recht deutlich zu Tage, daß norddeutsches und süddeutsches Empfinden eines Wesens sind, wenn nur ein echter Dichter aus der Tiefe schöpft. Poesie ist Wunder, ist Seele, und diese liebt die Gegensätze, denn diese bedingen Bewegung, und Bewegung heißt Leben. Unbeugsame Gradheit und rücksichtslose Wahrheitsliebe und schroffes Geradezu sind niedersächsisch, aber ist nicht auch der Schwabe querköpfig und offenerherzig zugleich? Ist der Hang zum Wunderbaren, zum Weichen und Träumerischen mehr nord- oder mehr süddeutsch? Innigkeit und Tiefe des Gemütslebens sind urdeutsch. Und so ist auch Storm ein Alldeutscher, ihn verstand und liebte der Schwabe Mörike ebenso sehr wie der Schweizer Keller, und die Österreicher flochten ihm eher Ruhmeskränze als seine Gaugenossen. Jeder wirklich Große ist am stärksten in seiner Einseitigkeit, aber die Heimatkunst muß aus der Enge zur Höhenkunst empor sich heben und in die Tiefe zugleich sich senken. Dann erblüht eine Poesie, keusch verhalten und zart, in der eine Seele schluchzt, zu scheu, um lauten Klang zu geben, und zugleich männlich trotzig und kernig fest.

Storm war ein ganzer, deutscher Mann, er war aber auch ein ganzer Dichter: beides in seltener Einheit. Die Heimat und das persönliche Erleben haben seiner Dichtung ihr ganz besonderes Gepräge aufgedrückt; nur wer des Dichters Land und dessen Bewohner und zugleich seine eigenen persönlichen Schicksale kennt, wird daher ihn auch ganz verstehen. Hebbel wäre überall derselbe geworden, ob nun seine Wiege in Wesselsburen stand oder im Schwaben- oder Frankenlande; die Liebe zum heimischen Wesen hat Storm zum Dichter gemacht, und das Heimweh hat ihm die Reife verliehen. — —

In Husum, der „grauen Stadt am Meer“, ist Theodor Storm am 14. September 1817 geboren. Sein Vater, dessen Vorfahren aus der Gegend zwischen Kiel und Eckernförde stammten, war ein Advokat, ein ernster, innerlich selbständiger, ehrenfester Mann; seine Mutter gehörte dem angesehenen Husumer Patriziergeschlechte der Woldsen an und war eine heitere, dem Schönen zugewandte Natur; „so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe erweckendes“ fand Mörike an ihrem Wesen; der Dichter hatte die tiefen blauen Augen von ihr. Das Großelternhaus mit den alten Überlieferungen blieb ihm immer heilig; die ehrfurchtvolle Scheu vor der Vergangenheit, die in den alten Giebelhäusern der Stadt, in Bräuchen und Sitten der Bevölkerung wie in vergilbten Familienpapieren, Silhouetten und verblassenden Bildern ihr Wesen trieb, senkte die träumerische Seele früh in Vergänglichkeitschauer; so hat denn auch kaum ein anderer Dichter dem Zauber der Erinnerung mit ihrem Verzicht und Entsagen, der Dämmerung mit Sinnen und Grübeln, dem Verschleierte und Ahnungsreichen des Gefühlslebens einen so tiefinnigen Ausdruck verliehen wie Storm. Zu alledem legte die Umgebung, Meer, Moor und Heide, die altertümliche Stadt, das Schloß mit dem Ritteraal und das Elternhaus den Grund. Doch erst, als er auf die Gelehrtenschule nach Lübeck kam, trat er in nähere Beziehung zur Poesie, unter der vortrefflichen Anleitung Johannes Classens, der den Literatur-Unterricht gab; ältere Schulfreunde, Ferdinand Röse und Emanuel Weibel (in Lübeck 1815 geb.), führten ihn in die Dichtung Heines und der Romantiker (Tieck, Schlegel, Eichendorff, Mörike, E. T. A. Hoffmann) ein.

1837 bezog er die Universität Kiel und erledigte dort fünf Jahre später, nachdem er auch in Berlin studiert hatte, seine juristische Staatsprüfung. Zugleich trat er in enge Beziehung zu den beiden aus Garding stammenden Brüdern Tycho und Theodor Mommsen und gab mit ihnen das „Liederbuch dreier Freunde“ heraus (1843); Storm war hier mit 40 Gedichten vertreten, die den Einfluß Heines, Mörikes und Eichendorffs noch deutlich zeigen; er hielt zumeist sie später der gesammelten Gedichte nicht mehr würdig. 1844 ließ er sich als Advokat in Husum nieder und vermählte sich 1847 mit seinem heißgeliebten Mühmchen, Konstanze Esmarch aus Segeberg. Das junge Eheglück wurde bald durch die Schleswig-holsteinischen Kriegswirren gestört. Als die gute Sache des engeren Vaterlandes nach der Schlacht bei Idstedt am 25. Juli 1850 unterlag, war des Bleibens im nunmehr dänischen Lande für Storm nicht mehr, der aus seiner Gesinnung kein Hehl gemacht hatte; der Bestätigung seiner Advokatur ging er verlustig. 1853 trat er als Assessor im Kreisgericht zu Potsdam ein; er gewann engere Beziehungen in Berlin zu Eichendorff, Rugler, Henze und Fontane. 1856 wurde Storm Kreisrichter in Heiligenstadt auf dem Eichsfelde; ¹⁾ 1864 rief ihn seine Vaterstadt als Landvogt zurück; doch dies Glück erkaufte er durch schweres Leid; 1865 wurde ihm sein geliebtes Weib entrißen. Seinen sieben Kindern gab er ein Jahr darauf eine neue Mutter, Dorothea Jensen; er nannte sie „Frau Do“ in seinen Gedichten; sie ward ihm eine treue Gefährtin; nachdem er als Amtsgerichtsrat bis 1880 in Husum gewirkt hatte, zog er in das anmutig gelegene Hademarschen in Holstein, wo er am 4. Juli 1888 starb.

Storm wurzelt in der Romantik; das Sehnsuchtsvolle, Verschleierte, die sinnige Naturmalerei, das Gedämpfte und Stimmungsreiche, die Liebe zum Volksliedmäßigen verbindet ihn mit ihr wie mit Mörike. Aber es waltet dabei Seelenverwandtschaft, nicht Abhängigkeit vor. Denn zweierlei gibt ihm die Größe; erstens: die innere Notwendigkeit, die Unmittelbarkeit des Empfindens, nicht Willkür und Laune und Spiel, machte ihn zum Dichter, und zwar in erster Linie zum Lyriker, und sodann: die Beschränkung auf sein engeres Gebiet, die scharfe Selbstkritik machte ihn zum Meister.

In einem Briefe ²⁾ aus dem Nov. 1852 schreibt Storm an den Literaturhistoriker K. Goedeke die für sein Schaffen und seine kritische Auffassung des Lyrischen höchst bedeutungsvollen Sätze: „Die Kunstfähigkeit, im Gedichte die Stimmung, die geistige oder Gefühls-Atmosphäre, aus welcher es entspringt, zum unmittelbaren, auf den Leser übergehenden Ausdruck zu bringen, wird eines Teils allerdings dadurch bedingt, daß jedes Wort in dem eignen Herzen oder der eigenen Phantasie des Dichters seine Wurzeln habe, daß die Phrase, das bloße Ueberkommene vermieden werde, andern Teils und mehr als durch den geistigen Gehalt der Worte wird dies durch den Klang derselben erreicht, durch die Art der Satzbildung, durch den entsprechenden Wechsel ein- und mehr-, gleich- und ungleichsilbiger Worte, durch den Konsonanten- oder Vokalgehalt der einzelnen Silben oder Reime, durch ihre Flüchtigkeit oder Schwere und durch unberechenbar, ungreifbar Anderes: Assonanz und Alliteration gehören auch dahin. Es ist ungefähr das, was Herder in der Vorrede zu seinen Völkerstimmen „die Weise“ nennt, aber nicht ganz; denn es ist nicht auf das Musikalische beschränkt; in seiner Wirkung pflegt man es „Seele“, „Innigkeit“ zu nennen; selbst gehört es aber zur Form, weil es durch nur äußerliche Mittel, durch den Klang wirkt. Nur meine ich, man müsse in der Beurteilung poetischer, namentlich lyrischer Werke von der metrischen und prosodischen Form jene andere streng unterscheiden, welche mehr als diese Sache des Talents, weil in engerem Verhältnis zur dichterischen Persönlichkeit ist. Dies scheint mir die Kritik sich nicht hinlänglich zum Bewußtsein gebracht zu haben.“

¹⁾ Ueber die Zeit der Verbannung geben uns treffliche Aufschlüsse die von Gertrud Storm 1907 herausgegebenen „Briefe in die Heimat“ (Berlin, Curtius); von dieser echten Dichter-Tochter haben wir eine Biographie des Vaters in den nächsten Jahren zu erwarten.

²⁾ Ich verdanke die Mitteilung meiner Freundin Gertrud Storm in Varel, die mir in uneigennützigster Weise den Einblick in die schriftliche Hinterlassenschaft ihres Vaters gestattete.

Storm war ungemein streng, ja sogar eng in der Wertung des Rein-Lyrischen; er sagt in dem Vorwort seines vortrefflichen „Hausbuches aus deutschen Dichtern seit Claudius“ (illustr. Ausg. 1875): „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie, wo möglich, alles drei zugleich. Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht.“

Storm hat diese lyrische Kunst, deren Ideal das sangbare Lied ist, gepflegt ohne Pathos, ohne Reflexion und Rhetorik; er war selbst durch und durch musikalisch; alles kam ihm auf die Wirkung von Seele zu Seele an, auf das Mitschwingen und Mitklingen der Saiten des Innern.¹⁾ Seine Lyrik kennt keine Erzählungen, keine Balladen, am nächsten kommt diesen „Eine Frühlingsnacht“, wo die blühende, klingende Welt draußen im schroffen Gegensatz steht zu dem Sterben dadrinne; meisterhaft sind die fast nur in abgerissenen Hauptsätzen sich bewegenden Zweizeilen dem düsteren Inhalt angepaßt. Lehrhafte Betrachtungen fehlen ebenfalls in dieser Lyrik. So ist die Ernte eines Lebens scheinbar nur karg; aber ein Bändchen, so reich in sich und vieltönig, wie ein Menschenherz in Liebe und Sehnen, in Hoffen und Begehren, in beglückendem Besitz und in trostlosem Schmerz zu schlagen vermag. Wer die Lieder einmal in sich aufgenommen hat als Zeugnisse aus einem tiefen, reifen Mannesleben, den

¹⁾ Daß sich in Storm schon frühe das Talent regte, wird niemanden wunder nehmen; bereits mit 19 Jahren stellte er ein Heftchen „Gedichte“ im Manuskript zusammen und widmete es seinen Eltern „als einen Beweis seiner Liebe und Hochachtung“. Doch verraten diese Gedichte noch wenig Eigenart; sie sind nur ein erstes Flügelprüfen; höher stehen die Beiträge im „Liederbuch dreier Freunde“ (1843) und „Biernackhs Volksbuch“ brachte in den folgenden Jahren schon Perlen wie „Gefegnete Mahlzeit“, „Von Katzen“, „Die alten Möbeln“, „Einer Toten“, „Oktoberlied“, „Waldweg“. 1851 wurden „Sommergeschichten und Lieder“ veröffentlicht, auf die Karl Goedeke mit warmer Anerkennung hinwies. 1852 erschien ein Bändchen in Taschenformat „Gedichte von Th. Storm“ (Kiel, Schwes'sche Buchhandlung). Höchsteinsichtig schrieb ein Rezensent im „Hamb. Correspond.“ 7. Jan. 1853: „Das Bändchen breitet das Seelenleben eines reichbegabten Dichters vor uns aus. Jede Gabe Theodor Storms ist eine Schöpfung des Dranges, die individuellste Anschauung durch den Ausdruck der Dichtung zur allgemeinen Geltung zu bringen. Und es ist ein volles, allem Menschlichen, der Freude und dem Schmerz, dem Ernste und der heiteren Laune, dem Großen und dem Kleinen, der Natur und der Kunst offenes echt deutsches Herz. Dasselbe tief sinnige deutsche Herz verfenkt sich in das Wesen der Dinge und trägt wieder eine ganze Welt in die Dinge hinein, baut sie dort aus und findet seine eigenste Heimat in der selbstgeschaffenen Welt. Dem deutschen Dichter ist diese Welt eine Wesenheit, an die er glaubt, sie ist seine Zuflucht aus dem rauhen Treiben des Lebens. Storm findet seine Welt stets zunächst außer sich, gestaltet sie aber im Durchgang durch seine reiche und tiefe Auffassung bis zum Bewußtwerden und zur Form stets so, daß sie zu etwas ihm ganz Eigenen, Individuellen wird, welches sich aber wieder durch den richtigen Griff in die Wesenheit der Erscheinung zum allgemein Gültigen erhebt. Die Liebeslieder sind nicht für euch, die ihr Oskar v. Redwitz' frömmelnden Unsinn für Innigkeit, seine flache Tändelei für Dichtung der Liebe haltet, sondern für euch, die ihr Julia, Isolde, das Hohelied versteht. Die meisten Lyriker, und unter diesen auch Geibel nur zu häufig, helfen sich, wenn die Offenbarung ausbleibt, mit der Routine und der Phrase. Wahre Dichter, z. B. Mörike und unser Storm, finden nur in kleinen Kreisen Anerkennung. Dieser Dichter ist ein echter Merkmstein deutschen Wesens in dem jetzt bestrittenen schleswigschen Lande.“ — Auch Wolfgang Menzels Literaturblatt (1853, Nr. 6) hebt das „vortreffliche Talent für die poetische Landschafts- und Genremalerei“ hervor, sowie die rührende Innigkeit der Liebeslieder. Von dem Maulheldentum politischer Zeitgedichte hält sich der Dichter mit feinem Takte fern, und sein Schmerz als Schleswig-Holsteiner verrät sich nur auf eine echt poetische Weise, um so tiefer und wahrer, je weniger schreiend! — Bis 1865 strömte der Quell der Lieder reichlich, um hernach nur selten hervorzubrechen. — Der Schmerz seines Lebens war für Storm die geringe Beachtung seiner Lyrik; das trat noch in der Rede an der Festtafel seines 70. Geburtstages bitter hervor. Während Geibel, der an lyrischer Unmittelbarkeit sich nicht mit ihm messen kann, an 100 Auflagen seiner Gedichte erlebte, während Scheffel, Bodenstedt, Baumbach, Wolff u. v. a. den Tagesgeschmack beherrschten! Doch er konnte sich damit trösten, daß auch die lyrischen Gaben Hebbels, Mörikes, Kellers erst spät gewürdigt worden sind. Auch liegt es auf der Hand, daß die Masse nur das Mittelmäßige in der Kunst versteht und daß gerade in der Lyrik diejenigen die meisten Hörer finden, die durch starke Accente, Rhetorik, Pathos, Reflexion oder durch Klingklang und Singang sich einzuschmeicheln verstehen.

lassen sie nicht wieder, den begleiten sie durch seine Tage dahin, künden ihm immer wieder etwas Neues und offenbaren ihm, was in seiner Seele Tiefen in Duft und Dämmer lag. Denn so knapp das Wort, so keusch zurückhaltend der Ausdruck ist, so durchgeistigt, so reich und kraftvoll in seinen Beziehungen ist er doch wieder; denn in dieser Lyrik lebt eine Seele voll Liebe zur Kunst, voll Liebe zur Natur, zum Kleinen und Unscheinbaren, voll Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zur Heimat, zum Vaterlande, zu den vergangenen Geschlechtern, voll Liebe zu echtem Mannestum in Wahrhaftigkeit und Freimut.

Wie Storm schon als Student den tiefsten Eindruck von Mörikes Gedichten erhielt, so ward ihm die Seelenverwandtschaft mit dem wackeren Schwaben später noch deutlicher; er besuchte ihn 1855, und die „Erinnerungen“ an Eduard Mörike und der Briefwechsel zwischen beiden bezeugen die innige Sympathie der beiden, die in Wahrheit das Erbe Goethes in ihrer Lyrik am reinsten wahrten. Den Volksliedton trifft auch Storm, wie Mörike, trefflich im „Lied des Harfenmädchens“: „Heute, nur heute bin ich so schön“ und „Meine Mutter hat's gewollt“, und das Liedmäßige in den Liebesliedern voll geheimster Melodie wie „Das macht, es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen“, „Nun sei mir heimlich zart und lieb“, „Schließe mir die Augen beide“, „Es ist ein Flüstern in der Nacht“ und besonders in dem herrlichen „Oktoberliede“, das in Herbstesstimmung und Frühlingshoffnung, in Daseinslust und markigem Mannesmut, sowie in Wort- und Versmelodie seinesgleichen sucht, und die Würze des Ganzen ist ein unverwüßlicher Humor; auch sonst bricht dieser hindurch wie in dem köstlichen Gedicht „Von Ragen“, ferner „Vom Staatskalender“, „Gesegnete Mahlzeit“, „Der Lump“, etwas herber ist „Engel-Ehe“. In der Natursymbolik berühren sich Storm und Mörike aufs engste; auch jener flüchtet sich gerne an den Busen der Natur, um auszuruhen („O süßes Nichtstun“), beim Lenzesweben und Amselschlag ist ihm wie Blume, Blatt und Baum („April“), und er singt im „Juli“ das ahnungsreiche Lied von der mütterlichen Erde und der jungen Mutterhoffnung, und im Hochsommer sieht er „des Kornes Wellen treiben, In blauen Wölkchen drüber stäuben Ein keusch' Geheimnis der Natur“, während „im Herbst“ der Schauer der Vergänglichkeit nicht bloß Blatt und Blume streift, sondern ihm auch aus dem melancholischen Licht milder Frauenaugen hervorzubrechen scheint. Gewißlich ist Mörike noch elementarer, der Naturmystik hingebener, dafür ist Storm klarer und einfacher, plastischer; das bekannteste Gedicht des noch immer wenig Bekannten ist „Abseits“; freilich wirkt es wie ein niederländisches Gemälde, nur Staffage zur Naturidylle ist der Räthner mit seinem Jungen vor dem niedrigen, sonnenbeschiedenen Häuschen, aber es fehlt doch auch nicht die lyrische Seele; aus der Welt des Geistes fällt ein Widerschein auf die schlichte Szene in den Schlußzeilen:

Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit. —

Und wer spürt nicht das Seelenvolle in der Strophe, die des Frühlings Nahen verkündet:

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Das Plastische verwebt sich mit dem Stimmungsvollen auch in den Gedichten „Die Stadt“, „Sommermittag“, „Meeresstrand“, „Im Walde“, „Waldweg“; etwas Erinnerungswehmütiges durchzittert die Naturbilder „Ein grünes Blatt“, „Im Herbst“, „Ueber die Heide“.

Der norddeutsche Dichter hängt mehr als der süddeutsche dem träumerischen Zauber der Dämmerung nach; wenn der Tag im Absterben ist, das Licht immer gedämpfter wird und die Umrisse verschwimmen, da erwacht desto reger das Seelenleben; da werden die Stimmen laut, die des Tages nicht zu Worte kommen; die Erinnerung webt ihre Märchenfäden; mit lindem Wohlgefühl rinnt die Zeit, und süßes Sinnen umfängt den wachen Träumer („Dämmerung“, „Dämmerstunde“, „Gode Nacht“, „An Klaus Groth“).

Mörike ist der feine Kenner der Antike, aber an Formsinn gibt ihm Storm in den besten Liedern kaum etwas nach, besonders in den „Frauen-Ritornellen“ und „Liebesliedern“ verbindet er die Feinheit der Zeichnung mit echtem, heißem Gefühl; Mörike hat nicht diese Kraft der Leidenschaft; er zeigt sie romantisch gedämpft; Storm scheut sich nicht, der Macht der Sinnlichkeit ihr Recht zu geben und der verhaltenen Blut vollen Ausdruck zu verleihen: „Die Stunde schlug“, „Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt“, „Du willst es nicht in Worten sagen“; er weiß, wie alle Liebe einmal von Dur in Moll verklingt („Frauenhand“, „Die Zeit ist hin“, „Wohl rief ich sanft dich an mein Herz“), aber auch: „Wer je gelebt in Liebesarmen, der kann im Leben nie verarmen“. Und alternd jubelt er: „Noch einmal fiel in meinen Schoß die rote Rose Leidenschaft“.

Storm ist die kräftiger, individueller ausgeprägte Persönlichkeit; so tiefschmerzliche Töne des inneren Ringens mit dem Gram finden wir bei Mörike nicht wie in den Gedichten „Tiefe Schatten“ und „Einer Toten“ („Das aber kann ich nicht vertragen“) und „Ein Sterbender“.

Markige Lebensanschauung voll Troß und Schroffheit verraten die Gedichte „Für meine Söhne“, „Begrabe nur dein Liebstes“, „Im Zeichen des Todes“. Echte Trompetenstöße einer glühenden Heimatliebe und eines heißen Fremdenhasses sind die kraftvollen Gedichte, in denen das Schicksal Schleswig-Holsteins dem Dichter auf die Seele drückt; unsere Literatur kennt nur wenige ihresgleichen; denn nicht die Politik, sondern die „Gelegenheit“, die „gebietende Stunde“ hat sie geboren, nicht die Reflexion, sondern leidenschaftliches Gefühl: „Ostern“, „Im Herbst 1850“, „Gräber an der Küste“, „Ein Epilog“, „Abschied 1853“, „Gedenkst du noch?“

Ein dunkles Blatt deutscher Geschichte rollen uns diese Lieder auf; das große deutsche Vaterland ließ schwächlich die Nordmark im Stich, und so griffen deren Söhne selbst zur Wehr gegen den dänischen Eindringling; Unfähigkeit des Führers wandelte den Sieg in Niederlage; deutsche Ehre ward mit den Toten begraben, und die Ueberlebenden fragten sich: „Wo werden wir im Elend sterben müssen“; doch selbst „in dieser Blütezeit der Schufte“ hält der Dichter an dem Glauben an die Zukunft fest: „Es kann der echte Keim des Lebens nicht ohne Frucht verloren gehn“; es muß die Zeit kommen, „wo diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt“; und wenn er auch die Trikolore der Feinde auf den Dächern sieht, er hofft auf die nachwachsende Jugend, die der Väter Schmach auslöschen wird, und wenn er auch in die Ferne ziehen muß, mahnt er die Knaben noch einmal, während sie in der Abschiedsstunde des Meeres Rauschen und der Möven Schrei hören, ins weite Land hinauszublicken und die Stätte sich einzuprägen, wo ihre Wiege stand, denn „alles andere ist Lüge: kein Mensch gedeiht ohne Vaterland“:

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
In deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulschlag durch dein Leben gehn.

Im November 1863 starb Friedrich VII.

Des Dänenkönigs Totenglocke gellt,
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Doch da die Lebenden nicht hören, ruft der Dichter in heiligem Zorn die Toten in den Gräbern von Schleswig auf:

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Bläst, bläst, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer! . . .

Doch die Zeiten erfüllten sich; der Dichter erlebte, was er gehofft hatte: seine Heimat ward eine Perle in der Krone des deutschen Reiches.

Nun ist geworden, was du wolltest,
 Warum denn schweigst du jetztund?
 — Berichten mag es die Geschichte,
 Doch keines Dichters froher Mund. —

So vereinigt die Lyrik Storms Gefühlsinnigkeit und Sinnigkeit mit Kraft und Tiefe, Schlichtheit und Anmut mit Herbeheit und Trotz, Liebe mit Haß, Frohsinn mit Schmerz und Ernst.

Wer sich in sie versenkt, dem tut sich eine in sich geschlossene Welt auf, d. h. das Innenleben einer ganzen, echten Persönlichkeit.

Storm hat sich immer in erster Linie als Lyriker gefühlt; der Anlaß, Erzählungen zu schreiben, kam von außen; Karl Bernh. Biernacki bat um solche für sein „Volksbuch“; dort erschienen denn auch die ersten Novellen. Aber je spärlicher die Lieder flossen, desto reicher entfaltete sich die Novellenkunst. Wir können deutlich eine stufenweise emporsteigende Entwicklung von der lyrischen Stimmungsnovelle zu jener des psychologischen Konflikts und zur episch-dramatischen, ja tragischen Novelle verfolgen.

Gewiß ist über alle der besondere Zauber Stormscher Art gebreitet; er beruht in der edlen, auf das feinste durchgearbeiteten, vielfach rhythmisch bewegten, an zartesten Vergleichen und Bildern reichen Sprache, in der fast duftigen Zeichnung der Situationen, die mehr im Andeuten als im breiten Ausdeuten sich gibt und nur spärlich des Dialogs sich bedient, in der lyrischen Naturauffassung, die Natur und Menschenseele in Einklang bringt, und in der Bedrängtheit des Aufbaus, der zum Konflikt und dann zur Katastrophe mit unabwendbarer Sicherheit führt. So verbinden sich echt poetische Anschauung und Empfindung mit schöner Form und fesselndem Inhalt. Aber aus dem Dämmerigen, Nebelhaft-Verchwommenen, das auch ein Erbe der Romantik ist, treten die Novellen allmählich ins hellere Tageslicht hinüber. Die Trennung von der Heimat ließ den Dichter zum Manne reifen; sein Blick schärfte sich für die Außenwelt; schweres Leid vertiefte sein Inneres, und seine Kunst zeitigte Früchte von herber Süße; die Wehmut verwandelte sich in Tragik.

Eine große Mannigfaltigkeit in Gehalt, Kraft und Tiefe können wir erkennen; Konflikte psychologischer Art, wie des Ehelebens, des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, Bruder und Bruder, Konflikte religiöser und sozialer Natur. Bald haben wir die Form der Ich-Novelle mit Erinnerungen aus der Vergangenheit, bald Chronik-Novellen, die aus vergilbten Papieren von längst dahingeschwundenen Zeiten uns berichten. Wir werden heimisch im nordischen Bürgerhause, sei es des reichen Handelsherrn, des Patriziers und Senators, oder des Pfarrers, des Arztes, des Kollaborators und des Handwerkers, wir gewinnen einen Einblick in die Welt der Junker auf ihren Landsitzen und in die der Bauern und der „kleinen Leute“; die Seestadt mit Fischern und Schiffern, das Dorf mit seinen Bauern, die Heide mit den Zigeunern wird vor uns lebendig; junges, knospendes Liebesleben, reifes Mannesglück und vor allem das Zerrinnen holder Blümenträume und die grimme Zerstörung erhoffter oder schon genossener Erdenfreuden ist der Gegenstand dieser reichen Novellendichtung.

Knappe Pastellbildchen voll lyrischen Zaubers der Erinnerung, die halb Wonne, halb Wehmut ist, bieten uns „Marthe und ihre Uhr“ (1848), „Im Saal“ (1845), „Unter dem Tannbaum“, „Posthuma“ (1849), „Im Sonnenschein“ (1854), „Auf dem Staatshof“ (1858). — „Immensée“ (1849) eröffnete die Reihe der Resignationsnovellen; sie ist noch heute die verbreitetste; mit Unrecht; daß sie in jenen dumpfen Jahren, die politisch auf den Menschen lasteten, und wo in den eleganten Boudoirs Redwitz und Roquette in Goldschnittbändchen herrschten, als echte Poesie empfunden und zugleich diesen angereicht wurde, ist kein Wunder. Aber etwas Mattes und Weichherziges und Zerflossenes haftet ihr doch an.

Wir sehen einen alten Mann von einem Spaziergange heimkehren; in der Dämmerung setzt er sich in seinen Sessel und träumt; allmählich wird es dunkler; endlich fällt ein Mondstrahl durch die Fenster Scheiben auf die Gemälde an der Wand; und wie der helle Streif langsam weiter rückt, folgen die Augen des Mannes unwillkürlich; nun trifft der Schein ein kleines Bild in schlichtem, schwarzem

Rahmen. „Elisabeth!“ sagte der Alte leise, und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; er war in seiner Jugend. — „Sie habe das so an sich, so leise zu überraschen. Es war eine andere Zeit!“ sagte Mörike zu Storm, als er ihn in Stuttgart besuchte. — Und so führt uns der Dichter in die Vergangenheit zurück, wo Reinhart und Elisabeth als Kinder ein idyllisches Glück genießen und später im Walde wandern, von stiller Liebespoesie umwoben; in den Studentenjahren begegnen ihm ein Geigenpieler und ein Harfenmädchen, das ihn locken möchte; bei der Heimkehr findet er Erich, einen klugen, nüchternen Menschen, der Elisabeths Mutter wohl gefällt; er scheidet ohne entscheidendes Wort; nach mehreren Jahren des Schweigens erfährt er, daß Elisabeth sich mit Erich verlobt hat; schmerzlich ist das Wiedersehen; symbolisch ist die Szene, wo er in der Mondnacht über den Teich nach der Wasserlilie schwimmt, ohne sie erreichen zu können; wohl wandert er am andern Tage wieder mit Elisabeth durch den Wald; die Zigeunerin singt das alte Lied vom Scheiden; als sie auf dem See fahren, sagt er: „Hinter jenen blauen Bergen liegt unsere Jugend. Wo ist sie geblieben?“ . . . Und die blasser Hand, die er auf dem Rande des Rahmes ruhen sieht, verrät ihm, was ihr Antlitz verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf einem kranken Herzen liegen. — „Meine Mutter hat's gewollt, den andern ich nehmen sollt.“ Das ist der traurige Grundakkord.

Auf diesen Ton des leidvollen, weil tatenlosen Entsagens sind eine ganze Reihe von Novellen gestimmt; aus ihnen spricht der Schauer, „der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem Gefühle ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist.“ Die Menschen dieser Geschichten („Drüben am Markt“ 1860, „Im Schloß“ 1861, „Abseits“ 1863, „Eine Malerarbeit“ 1867, „Ein stiller Musikant“ 1874) sind aus weichem Holz geschnitten; von geringer Widerstandskraft, lassen sie sich von den Verhältnissen treiben und fügen sich; ihre Schuld liegt in der Schwäche; es heißt in „Abseits“ von dem Schulmeister: „Er hatte jenen weichen Leidenszug um die grauen Augen, der sich nicht selten unter den Friesen findet.“ Vielfach ist es ein bescheidenes Los, auf das verzichtet wird, und edle Beweggründe treiben dazu, wie in „Abseits“, wo die beiden braven Leuten endlich so viel zusammengespart haben, um den Lebensbund zu schließen; da macht der Bruder Bankrott, und sie müssen ihm helfen! Und als das Geld wieder beisammen ist, da war „das Leben alle geworden“; sterbend legt er der alten Mamsell den Reif um den Finger, und sie vermachen ihrem Neffen die beiderseitigen Ersparnisse, „auf daß es nun einmal Einem zu einem ganzen Menschenleben helfen mag.“ — „St. Jürgen“ (1867) ist ein Kunstwerk voll rührender Zartheit; auf das feinste ist das Rückertsche Lied „O Jugendzeit“ und das Leben und Weben der Schwalben mit dem Leben der alten Hansen verflochten. Die Liebenden müssen sich trennen, und als er in weißem Haar wiederkehrt, ist „alles leer“.

Von einem Einsamen auf der einsamen Meeresinsel, der auch sein Glück nicht gefunden hat, berichtet uns „Eine Halligfahrt“ (1870). — Dagegen ist in Sonnenglut und Meereschönheit getaucht die sinnfrohe Dichtung „Psyche“ (1875), ein jauchzender Sang junger Liebe; ein Künstler rettet ein Mädchen beim Baden, und sein Bildwerk „Rettung der Psyche“ macht ihn berühmt, und er gewinnt deren Urbild, und so beleuchtet die alte Sonne Homers wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenglück. Wie hier sind auch in der Novelle „Beim Better Christian“ (1875) die Nebengestalten in reizvollster Wirklichkeit dargestellt, so daß wir eine Genremalerei des kleinstädtischen Lebens vor uns haben, die in ihrem lebenswürdigen Humor jeden Leser anziehen muß; das Gleiche gilt von der späteren Erzählung „Die Söhne des Senators“ (1879); der echt bürgerliche Sinn, der auch ohne Wappenschilder seinen Familienstolz behauptet, das von den Vätern Ererbte mit heiliger Scheu bewahrt und das Sonderinteresse der Ehre des Hauses zu opfern bereit ist, kommt hier zum Ausdruck, indem die Erinnerung an die toten Eltern den Zwist der Brüder beseitigt und den Troß bricht; die lebenswürdige Frau Senatorin und der wackere Buchhalter Friedeborn sind prächtige Leuten. Humoristische Gestalten liefert auch „Zur Wald- und Wasserfreude“ (1878); niedliche Kinder-

idyllen finden sich unter der Ueberschrift „Von Kindern und Katzen“ (1876), während die Märchen „Die Regentrude“, „Bulemanns Haus“ und „Der Spiegel des Cyprianus“ (1864/65) und vor allem die Märchenperle „Hinzelmeyer“ (1850) in ihrer tiefsinnigen Symbolik gar nachdenkliche Geschichten auch für die Alten sind; eine Geschichte für die Jugend im besten Sinne ist „Pole Poppenspäler“ (1874); wahr und warm, schlicht und erhebend ist hier das bescheidene Leben der Fahrennden erfasst und dargestellt; hier wirkt die Kunst erziehend, weil sie absichtslos veredelt. Neckisch und allerliebste erzählt ist die kleine nächtliche Szene „Wenn die Äpfel reif sind“ (1856).

Wundersame Käuze nach dem Muster E. J. A. Hoffmanns stellen uns „Zerstreute Kapitel“ (1870) in dem „Amtschirurgus“ und den „Kuchenessern aus alter Zeit“ dar, während der Dichter in einem rührenden Porträt die Scherezeade seiner Jugend, Lina Wies, festhält, denn „sie gehört mit zu den Sternen, die über meiner Kindheit standen“; das grausigste Bild eines in Selbstsucht und Härte erstarrten Menschen von Hoffmannscher Barockheit zeichnet uns Storm in der Novelle „Der Herr Etatsrat“ (1880—81); wie hier zwei Kinder zu Grunde gehen gleich Blumen, denen Licht und Luft fehlt, ist mit quälender Sorgfalt erzählt, die Charakterzeichnung selbst aber ist vortrefflich, ebenso wie die der seelenverwandten Sievert Jansen in der Novelle „Im Nachbarhause links“ (1875), sie erinnert an den unheimlichen „Bulemann“. Mit dem Daumen des Behenkten, der dem Bier Segen bringen sollte, schlägt in das Gruselige die kleine Geschichte „Im Brauerhause“ (1878/79) hinüber, die zugleich den Vorzug der Wahrheit hat; der alte Brauknecht ist eine köstliche Gestalt.

Auch die Skizzen „Von heut und ehemals“ (1873) verraten Storms Vorliebe für das Heimliche und Unheimliche und Romantisch-Phantastische, für das Rokoko; Chodowiecki war der Künstler, auf dessen Zeichnungen er mit gewisser Leidenschaft fahndete. Das Genrehafte, das Stillleben aus Urväter-Zeiten entsprach seinem sinnigen Gemütsleben, — das früh durch Kindheitseindrücke in den alten Husumer Giebelhäusern geweckt und mit Schauern der Dämmerung und der Nacht erfüllt wurde, wenn der Sturm vom Meer her durch die Gassen fuhr, daß das alte verzauberte Holz der Rokoko-Möbel wieder jung werden möchte, die Saaltür aufsprang, ein Klang schallend über die Treppen drang und „in der Kammer die Kinder mit Schrecken auffuhren und schlüpften unter die Decken“, wie in köstlichster Anschaulichkeit das Gedicht „Sturmnacht“ es malt. —

Ueber den Resignationsnovellen steht gleichsam das Motto:

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

Durch jene weht der Hauch der Wehmut und weicher Sehnsucht; Herbheit und kräftigere Empfindung walten in den Konfliktnovellen. Ihre Reihe eröffnet „Angelica“ (1855); hier wird der Liebende immer wieder von Zweifeln ergriffen und martert die Geliebte mit seinem Grübeln, bis er sie verliert; es ist die alte Heinesche Geschichte: „Sie liebten sich beide, doch keiner wollt' es dem andern gestehn.“ „Auf der Universität“ (1862) hat eine entzückende Mädchengestalt, Lore Beauregard, die Tochter eines französischen Flickschneiders, zur Heldin; ihrer Sphäre enthoben durch den Umgang mit den Honoratiorentöchtern und durch den feinen Takt ihrer ganzen Art, gerät sie in Zwiespalt, als sie von der Untreue ihres Verlobten hört, und folgt dann ganz ihrem feurigen Temperament, indem sie ein Opfer des „Raugrafen“, eines zügellosen Studenten, wird; die Komposition der Novelle ist, wie so oft bei Storm, ziemlich verwickelt, da sie sich aus Erinnerungen zusammensetzt; diejenigen aus der Kinderzeit, die Tanzstunden, die Schlitten- und Karussellfahrt, sind Kabinettsstücke; aber die Tragik in dem Geschehnisse des holden Mädchens hat nichts Zwingendes, also auch nichts Befreiendes.

„Von Jenseit des Meeres“ (1863) löst den Widerstreit, in dem eine erotische Mädchenblüte durch die Liebe zu ihrem Kindheitsgefährten gerät, da sie ihre Mutter, eine Kreolin, jenseits des Meeres zurückgelassen hat; noch einmal eilt sie über die weite See, aber sie findet alles verändert und

kehrt gerne in die Arme des Geliebten zurück; reizend ist auch hier die Stimmungsmalerei von der Jugendzeit und dann von dem ersten Wiedersehen. —

Unter den Novellen, die einen Konflikt im Eheleben behandeln, steht an erster Stelle die „Späte Rosen“ überschriebene (1859): der von Arbeit überbürdete Mann erkennt erst spät, welchen seelischen Schatz er in seiner Frau besitzt; „Viola tricolor“ (1873) leuchtet mit banger Schärfe in die tiefen Konflikte hinab, die eine zweite Ehe hervorruft, wenn ein älteres Kind aus der ersten vorhanden ist; erst die Geburt einer zweiten Tochter und die Krankheit der Frau lösen die Dissonanzen in Harmonie; nur eigenes Herzenserlebnis konnte eine solche Fülle lebensvoller Einzelheiten zutage fördern.

„Draußen im Heidedorf“ (1871) und „Waldwinkel“ (1874) sind von schwüler Sinnlichkeit erfüllt; dort treibt eine Slowakendirne dem Bauern wie der „weiße Alp“ die Seele aus dem Leib, und hier berückt ein verführerisches Mädchen in Waldeseinsamkeit, die mit vollendeter Kunst geschildert ist, den Mann, um ihn dann später treulos zu verraten.

In „Schweigen“ (1882–83) verheimlicht der junge Gatte seiner Frau, daß er in der Jugend einen Anfall von Geistesstörung gehabt hat; wie ein Schreckgespenst drückt ihn dies Schuldgefühl; er will ein Ende machen, und alles spitzt sich auf das Tragische zu; da biegt der Dichter die Spitze um; der Bruch des Schweigens führt eine glückliche Wendung herbei. — Unerbittlich dagegen ist die tragische Folgerichtigkeit in der Novelle „Ein Bekenntnis“ (1887). Wie Henze in der Novelle „Auf Tod und Leben“ und in dem einaktigen Trauerspiel „Die schwerste Pflicht“, gibt Storm hier Antwort auf die Frage, ob man einem Leben bei unheilbarem Leiden zum Tode verhelfen dürfe; ein Arzt tut es bei seiner in namenlosen Schmerzen sich windenden Frau; später erfährt er, daß doch eine Heilung nicht ausgeschlossen war, und rettet einer anderen durch Operation das Leben; doch nicht dies quält ihn so sehr wie der Gedanke an die „Heiligkeit des Lebens“: „das Leben ist eine Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes, denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders.“ Einem neu sich ihm bietenden Glück entsagt er und büßt in Ostafrika in aufopferndem Dienste der Menschenliebe, was er nach seiner Auffassung gefrevelt hat.

Mit zwingender Gewalt der Tragik und mit der vollen Schärfe des wirklichen Lebens ist das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, die ganz verschieden geartet sind, in „Carsten Curator“ (1877) entwickelt. Die unheilvolle Macht des Blutes führt den Konflikt hervor. Der alternde Mann hat ein junges leichtsinniges Mädchen geheiratet, und der Sohn schlägt nach der Art seiner Mutter und besleckt den ehrlichen Namen seines Vaters mit Schande; in erschütternden Szenen spielt sich diese Tragödie ab; der Sohn endet bei der Sturmflut, und der Alte verfällt blödem Irzsinn.

„Hans und Heinz Kirch“ (1881–82) ist verwandter Art; der ehrgeizige Vater, der sich heraufgearbeitet hat, spornt seinen helläugigen Sohn unablässig und ist daher bitter enttäuscht, als dieser einer jungen Matrosendirne sein Herz schenkt und trotzig in der Ferne ohne Brief und Gruß verbleibt; endlich kommt ein Brief; aber er ist unfrankiert! Der Vater weist in hellem Zorn ihn zurück. — Nach Jahren kehrt ein wetterharter Mensch zurück; Wieb erkennt ihn; der Vater verstößt ihn aufs neue und gibt dem Gerücht Glauben, es sei garnicht der rechte. — In einer Nacht, wo der Sturm tobt, fährt er wirr aus dem Schlaf — ihm war es, er sähe ein Schiff sinken, seinen Sohn im tosenden Wasser; jetzt weiß er: sein Heinz ist tot! — Seitdem ist er gebrochen. Wieb, die Jugendgeliebte seines Sohnes, deren Mann sich zu Tode getrunken, ist seine stete Begleiterin; in der Ewigkeit hofft er seinen Heinz wiederzufinden, mag ihn auch der sozialdemokratische Tischler damit verhöhnen. Knapp und herbe ist die Darstellung, scharf und sicher die Charakteristik; im Kerne des Herzens weich und voll Liebe, nach außen hin hart und unerbittlich: das ist Hans Adam Kirch. — Den „Perpendikelanstoß“ zu der Novelle gab ein Geschehnis in Heiligenhofen, wo ein alter Seebär den lange ersehnten Brief des verschollen geglaubten Sohnes zurückwies, weil er nicht frankiert war.

Mit gleicher Meisterschaft wird das Seemannsleben in „John Riew“ dargestellt (1884–85), zugleich mit dem unheimlich sich vererbenden Laster der Trunksucht, dem ein junges Menschenleben zum Opfer fällt. — Auch hier waltet eine wie das düstere Leben selbst vernichtende Tragik, die nur dadurch gemildert wird, daß der alte Seemann den Sohn der Unseligen vor dem gleichen Schicksal bewahrt und so den graußigen Bann der Vererbung durchbricht. —

Wer vermag bei Angeborenem und Angewöhntem, wer bei Wahnvorstellungen, die der Zeit oder dem Stande natürlich sind, wer überhaupt bei so mannigfachen unüberwindlichen Schranken alles Menschlichen, bei Verwicklungen, die keinen ursächlichen Zusammenhang zwischen Charakter oder Leidenschaft und Schicksal kundtun, immer von Schuld zu reden? Das war auch für Storm zu eng, zu kriminalpolizeilich. Ihm galt es, nicht aus Pessimismus heraus, sondern aus der einfachen, freilich herben Logik der Tatsachen heraus, die oft so schreckliche Gewalt der unbarmherzigen Lebensmächte, d. h. die Wahrheit der rauen, bitteren Wirklichkeit ungeschminkt darzustellen. Das geschieht auch in den Chroniknovellen, in deren eigenartigem Stil der Dichter schon in der Mitte der 70er Jahre eine hohe Vollendung erreichte, mag auch eine Uebertragung moderner Empfindung — z. B. der Natur gegenüber — unvermeidlich sein. So liegt ein wunderbarer Stimmungsdunst über „Aquis submersus“ (1875). Es ist eine Künstlernovelle aus dem 17. Jahrhundert. Ein junger Maler malt sich ins Herz eines adligen Mädchens hinein; die trunkenen Junker, die ihm einen Brief abnehmen wollen, hegen ihn mit ihren Hunden, er flüchtet auf einen Efeubaum am Turm; da klingt ein Fenster, und eine weiße Hand zieht ihn hinein. Von höchster Schönheit ist diese Nacht geschildert, wo er, von den furchtbaren Dämonen des Jornes, der Todesangst und der Liebe gepeitscht, die Geliebte in seine Arme schließt; „die schöne, heidnische Frau Venus geht um in solcher lauen, süßen Juninacht; der Mondschein war am Himmel ausgetan, ein schwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster, und droben überm Walde spielte die Nacht in stummen Blüten.“ — Nach Jahren trifft er die inzwischen an einen Pfarrer Vermählte wieder; ein vierjähriges Kind — es ist das seine — spielt unter den Weiden, und während sie sich in süßem Weh umfassen, ertrinkt das Kind. Culpa patris aquis submersus: durch die Schuld des Vaters ertrunken.

Beliek als Rook un Stoof verschwindt,

Also sind ok de Minschenkind.

„Renate“ (1877–78) aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist eine Resignationsnovelle in Chronikform; Aberglauben und Hegenwahn zerstören das Glück des armen Josias; er hat dem sterbenden Vater versprochen müssen, die Tochter des reichen Hofbauern nicht zu heiraten, da dessen Haus im Verdacht der Hexerei steht. Lebendig spannende Handlung verbindet sich mit lieblichen Landschaftsbildern, und die Zeit der religiösen Kämpfe wird trefflich veranschaulicht.

In „Ekenhof“ (1879) lebt der knorrige Geist des 17. Jahrhunderts; aber alles ist in gewisser dämmeriger Unbestimmtheit gehalten; der Erbsohn aus erster Ehe ist den Söhnen der zweiten Frau wie dieser selbst ein Greuel, nicht minder ein Jungfernkind, das zwischen den beiden fuchfigen Knaben aufwächst; Detlev und Heilwig lieben sich; sie erfahren, daß sie eines Vaters Kinder sind; ihre Spur verliert sich; am Ende der Geschichte ist Herr Hennicke im einsam verfallenden Hause noch übrig, blöde, von Schuldgefühl umspinnen.

„Zur Chronik vom Brieshuus“ (1883–84) führt uns ins Ende des 17. Jahrhunderts und ist von umfangreicherer Anlage; auch hier waltet ein Dämmerlicht der Stimmung; die zeitgeschichtliche Färbung bieten die Kriege Karls XII., die Schwarmgeister- und Wiedertäufer-Bewegung, Hegenverbrennung und Alamode-Wesen. Zwei feindliche Brüder stehen einander gegenüber; der eine erschlägt den anderen; nach Jahrzehnten ereilt auch ihn am selben Tage — wie in der Schicksalstragödie — und am selben Orte der Tod, und gleichzeitig seinen geliebten Enkel. —

„Ein Fest auf Haderslevhuus“ (1885). Herr Lambeck hat — im 14. Jahrhundert — auf Beheiß des Vaters eine glutäugige wildschöne Wittib ob ihres reichen Erbgutes willen heiraten

müssen; sie hatte den ersten Gatten mit Rattengift aus der Welt geschafft; auf Haderslevhuus findet er ein holdes Mägdelein, Dagmar, und ein süßes Minnewerben und Liebesleben erblüht; doch das Minneleid, das die Eifersüchtige heraufbeschwört, bricht Dagmar das Herz, und Rolf, der zur Feier geladen ist, stürzt sich mit der toten Geliebten in den Abgrund. — Die Vielseitigkeit Storms tritt auch hier wieder hervor, indem er auch den Zauber der Ritterherrlichkeit und des Minnedienstes ebenso wie die Schrecken der Pest uns vorzuführen versteht, und wer vergäße die plastische Schilderung der Burg mit der ragenden Pappel im Mondenlicht? —

Zu den sozialen Novellen können wir „Bötjer Basch“ (1885–86) und „Ein Doppelgänger“ (1886) zählen. Mit liebenswürdigem Humor wird in der ersten uns das Leben des braven Meisters Daniel, das Tun und Treiben seines Buben geschildert; grotesk und tragikomisch ist die Szene, wie der Alte auf die Kunde hin, sein Junge sei in Kalifornien erstochen, und als sein Dompfaff, an dem er mit ganzer Seele hängt, auch weggeslogen ist, wirren Sinnes auf die Straße läuft, um sich im „Brautloch“ zu ertränken, wie die Jungens hinterherstürmen und die „Swemmers“ den Alten wieder herausholen; Riekkchen Terebinte, seine Hausgenossin, trug ihm schon das Sterbehemd nach! — Der Sohn kehrt wohl und munter zurück, und so endet die Geschichte gar fröhlich.

„Ein Doppelgänger“ ist um so düsterer. Ein armer Arbeiter, der im Zuchthause gefessen hat, sucht in redlichem Bemühen sich wieder emporzubringen. Vergebens! Die harte Welt stößt ihn immer wieder zurück. Mit der Beobachtungsschärfe eines Zola in „Germinal“ ist hier das Leben und Denken eines Mannes aus dem niederen Volke geschildert. Von humanem Geiste ist die Novelle durchtränkt; voll Mitgefühl fragen wir uns: Was hätte aus „John Glückstadt“ werden können, wenn ihn das Leben anders gebildet, wenn die Welt ihn anders behandelt hätte? So treibt ihn das Verhängnis von Stufe zu Stufe; in demselben Brunnen, in dem er sein Glück gefunden, dessen Tiefe er einst ahnungslos mit dem Steine gemessen, den er dann einzäunen läßt und dessen schützende Bretter er stiehlt, um seinem Kinde ein warmes Weihnachtsbett zu geben, findet er auf dem Wege des Diebes seinen Tod. —

Die Krone der Stormschen Dichtung war seine letzte Novelle „Der Schimmelreiter“ (1888). Packendste Lebenswahrheit verbindet sich hier mit ahnungsreichem Stimmungsdufte, Kraft mit Zartheit, Tragik mit Humor. Das Leben an der Westsee, die unablässig wühlt und nagt und droht, die Gestalten, die dieser Boden trägt, mit ihrer Mischung von eiserner Willenskraft und zartestem Empfinden, der Aberglauben, der an Luftspiegelungen, an die im Dämmer liegenden Halliginseln und an das ganze von Meer und Wolken und Sturm umdräute Küstendasein anschließt, rankt überall in die Erzählung hinein. So fällt ein magisches Zwielficht auf die Begebenheiten und rückt sie ins Unheimliche und Gespenstische. Hauke Haien ist ein überragender Mensch, und alles, was er tut, umgibt die Unvernunft der Leute mit Mißtrauen, Argwohn, Furcht, Haß und Widerstreben. Er hat sich zum Deichgrafen emporgehoben und in genialer Eingebung erkannt, daß die alten Deiche zu steil sind und weniger Anprall dem Meere gestatten würden, wenn sie sanfter abfielen; ein neuer Deich wird nach seinem Plan gebaut; tausend Demat Landes sind dem Meere abgewonnen. Da — nach einem heftigen Sturm sieht er schauernd, daß ein neuer Wasserlauf den alten Deich unterspült und daß für diesen es nur eine Rettung gibt, den Durchstich des neuen. Vergebens sucht er Schutz vor dieser Erkenntnis, vergebens möchte er sich selbst die Gefahr hinwegleugnen, wenn wieder eine Sturmflut käme! Und sie kommt, graußer als je zuvor. Umbrüllt von den schaurigen Böen hält Hauke auf seinem Schimmel — der alte Deich bricht! „Ist Eure Schuld, Deichgraf, nehmt's mit vor Gottes Thron!“ schreit es aus dem Haufen der Arbeiter zu ihm herauf. „Herr Gott, ja, ich bekenne' es, ich habe meines Amtes schlecht gewaltet!“ Da sieht er von der Werfte herab einen Wagen fahren — es ist sein Weib, sein Kind — ihm entgegen — sein Schreien fegt der Wind dahin — die Flut braust immer mächtiger in den Koog — Wagen und Pferd überflutend — „Das Ende!“ spricht Hauke und stürzt, dem Schimmel die Sporen in die Weichen bohrend, in den Graus hinab, um mit den Seinen zu verderben. „Der

Mond sah leuchtend aus der Höhe; aber unten auf dem Deiche war kein Leben mehr als nur die wilden Wasser, die bald den alten Koog völlig überflutet hatten.“ Hauke Haien aber wurde im Laufe der Zeit zu jenem „Schimmelreiter“, den abergläubische Furcht — wie den fliegenden Holländer — in Sturm und Unwetter zu sehen wähnte, wenn Gefahr nahe war. —

Durch die ganze Novelle weht es wie herbe Seeluft und Sturmesatem, und nicht ohne geheimes Behagen am Schauervollen verwebt der Dichter den Volksaberglauben in die Erzählung, die er dem Schulmeister in den Mund legt; dieser erzählt sie dem Gerede der Leute nach, fügt aber aufgeklärt hinzu: „So ist es, Herr; dem Sokrates gaben sie ein Gift zu trinken, unsern Herrn Christus schlugen sie ans Kreuz! Das geht in den letzten Zeiten nicht mehr so leicht; aber — einen Gewaltsmenschen oder einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuk- und Nachtgespenst zu machen — das geht noch alle Tage!“ —

Als Storm im Jahre 1868 zum ersten Male seine Schriften gesammelt herausgab, da gab er dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck, daß sie, „diese Zeugnisse seines Lebens“, ihren Platz so lange behaupten möchten, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthielten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein werde. Diese Zeit ist noch fern. Aber seine Nachwirkung ist unverkennbar bei den Älteren wie Jensen, Heiberg und Liliencron und den Späteren wie Timm Kröger und Gustav Frenssen. Am tiefsten ward Storms Einfluß als Lyriker auf die jüngere Generation. Er sollte es leider nicht mehr erleben, daß diese ihn begeistert auf den Schild erhob, denn bei ihm fanden sie, was sie suchten: eine Persönlichkeit voll Charakter und eine persönliche, charakteristische Kunst; sie fanden Klarheit der Anschauung und Ehrlichkeit des Gefühls, Wirklichkeit des Erlebten und zugleich diese wundervoll poetische Mischung des Phantastischen und des Realistischen. Er konnte daher, wie wenige, ihnen ein Führer werden mit der echten Künstlerhand, in dem feinen Sinn für Maß und Schönheit, in dem tiefgründigen Herzen voll reinsten Menschenliebe, die auch das Unbedeutende und den „kleinen“ Mann umfaßt, und mit dem gesunden, kernigen Humor, der alle Risse und Widersprüche des Lebens wohl scharf erkennt und tief empfindet, aber auch zugleich siegreich überwindet. Ueberall in der neueren Lyrik können wir Spuren seines Geistes und Hymnen auf ihn finden, wenden wir uns zu Karl Busse und Ludwig Jacobowski oder zu Gustav Renner, Anna Ritter, Agnes Miegel u. a.

Ins Grab rief ihm Detlev v. Liliencron die warmen Worte nach:

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem kalten Stein:
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt
Und den ich lieben werde bis ans Grab.
Du warst ein Dichter — denn was du erlebt,
Vielleicht von einem Tropfen nur Erinnern,
Trieb eine Knospe; welche Blume dann
Aus ihr erwuchs, das gab dir Phantasie . . .
Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz
Und unser Heimatland, das ernste, treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
Du kanntest seine Art. Kein andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du . . .*)

*) Im letzten Jahrzehnt hat sich auch in den deutschen Lesebüchern ein erfreulicher Wandel in der Hinsicht vollzogen, daß Dichter des 18. Jahrhunderts, zumal zweiten und dritten Ranges, durch neuere und neueste ersetzt wurden

und daß mehr das kritisch-ästhetische Urteil über die Aufnahme zu entscheiden beginnt als flüchtige Gesichtspunkte. Doch ist Theodor Storm noch immer meist spärlich vertreten. Er tritt vielfach hinter Julius Sturm zurück, mit dem er verwechselt zu werden pflegt, wie es bei Hebbel mit Hebel der Fall war, so daß jener seinen Spaß daran hatte, wenn er „Herr Konsistorialrat“ genannt wurde. Ebenföwenig haben Storm und Sturm gemeinsam; mag auch dieser ein frommer, wackerer Sänger sein, er ist doch nur ein kleiner Poet. Ich würde von Storms Gedichten folgende also verteilen: Septa: Knecht Ruprecht. Schneewittchen. Die Herrgottskinder. Quinta: Mai. August. Quarta: Sturmnacht. In Bulemanns Haus. Tannk6nig. Tertia: Abseits. Meeresstrand. Die Stadt. Waldweg. Ostern. Unter-Sekunda: Eine Fr6hlingsnacht. Herbst. Im Walde. O bleibe treu den Toten. In der Gruft bei den alten S6rgen. Ober-Sekunda: Oktoberlied. Weihnachtslied. Lied des Harfenm6dchens. Elisabeth. April. Die Nachtigall. Ein gr6nes Blatt. An Klaus Groth. Prima: O s6ßes Nichtstun. D6mmerstunde. Auf dem Segeberg. Trost. Schließe mir die Augen beide. Gedenkst du noch? – Das aber kann ich nicht ertragen. Ein gr6nes Blatt. Im Herbst. Gode Nacht. Gesegnete Mahlzeit. Stofseußer. Im Herbst 1850. Gr6ber an der K6ste. Weihnachtslied 1852. Abschied 1853. Gr6ber in Schleswig. Spr6che des Alters 1. Dunkle Cyressen. Ueber die Heide. Spruch 2. F6r meine S6hne.

Das Deutsche Lesebuch von Chr. Muff (Grote) hat folgende Gedichte Storms: VI, V, IV nichts, III b: Herbst. Gode Nacht. Waldweg. Abseits. III a: Die Stadt. II b: Abschied.

Hopf u. Paulsiek-Joß (Mittler), III a und II b: Abseits. – Die Oberstufe (von Einzel): Die Stadt. Abseits. Weihnachtslied. Eine Fr6hlingsnacht. Gr6ber in Schleswig.

Deutsches Lesebuch von Scheel (Mittler), Unterstufe: Schneewittchen. Knecht Ruprecht. Tannk6nig. Ostern. Mittelstufe: nichts. Das Lesebuch von Evers-Walz, VI: Knecht Ruprecht. IV: Herbst. III b: Weihnachtslied. II b: Abseits. Die Stadt. Meeresstrand. – Rudolf Lehmann (Leipzig, Freitag), VI: Knecht Ruprecht. Schneewittchen. IV: Zeitungsannonce (!) im August. Herbst. Im Garten (H6te, h6te den Fuß). III b: Meeresstrand. Die Stadt. II a, II b, II a, I: nichts. – Worbs-Rießen (K6ln, DuMont): Die Stadt. Abseits. Oktoberlied. F6r meine S6hne.

Dresdner Realschul-Lesebuch: VI und V nichts. IV und III: Abseits. Die Stadt am Meer. Herbst. Am M6hlengraben. II und I: Oktoberlied. Trost. Gode Nacht. Ostern. Die Stadt. Meeresstrand. Ueber die Heide. F6r meine S6hne.

Reinh. Biese, Deutsches Lesebuch f6r Prima (Essen, Baedeker): Herbst. Abseits. Die Stadt. Ostern. Oktoberlied.

Auch die Gedichtsammlungen f6r die Schule zeigen eine steigende Ber6cksichtigung Storms: Jos. Buschmann: Deutsche Dichter der Neuzeit (Trier, Pich): Die Stadt. Meeresstrand. Ostern. Abseits. Herbst. Abschied. Die Herrgottskinder.

Alfred Puls, Gedichte aus den letzten 150 Jahren (Gotha, Thienemann): Abseits. Herbst. Ostern. Meeresstrand. Die Stadt. Abschied.

Franz u. Lindecke, Dichtungen der neueren Zeit (Berlin, Grote): Die Stadt. Meeresstrand. Ostern. Abseits. F6r meine S6hne. – Hier befindet sich Storm hinter Prutz und Herwegh! Es folgen Schnedenburger und Bodenstedt! –

Theodor Echtermeyer-Rausch (Halle, Waisenhaus) ist auch immer reicher in dieser Hinsicht im Laufe der Jahre geworden; 1907: Abseits. Herrgottskinder. Die Nachtigall. Die Stadt. Eine Fr6hlingsnacht. Elisabeth. F6r meine S6hne. Gode Nacht. Herbst. Knecht Ruprecht. Meeresstrand. Spr6che. Spruch des Alters. Ueber die Heide. Weihnachtslied.

Consbruch u. Klincksiek, Die Lyrik des 19. Jahrhunderts f6r die oberen Klassen (Leipzig, Amelang): Oktoberlied. Weihnachtslied. Ostern. Abseits. Die Stadt. Ueber die Heide. Gode Nacht. Schließe mir die Augen beide. Trost. Einer Toten. Abschied. F6r meine S6hne. Spr6che. In Bulemanns Haus. Lied des Harfenm6dchens.

J. L6wenberg, Vom goldenen Ueberfluß (Leipzig, Vogtl6nder): Abseits. Weihnachtslied. Die Stadt. Gode Nacht. Eine Fr6hlingsnacht. Ostern. Weihnachtsabend. Abschied. F6r meine S6hne. Gedenkst du noch? Oktoberlied. Knecht Ruprecht. In Bulemanns Haus. Tannk6nig. Die Herrgottskinder. Schneewittchen.

Linke, Poesiestunden (f6r Seminare, Hannover, Meyer): Herrgottskinder. Weihnachtslied. Herbst. Abseits. Eine Fr6hlingsnacht. Februar. M6rz. Mai. August. Sturmnacht. Weihnachtsabend. Trost. Gedenkst du noch? Mein j6ngstes Kind. O bleibe treu den Toten. Bettlerliebe.

Schiele, Sang und Spruch (f6r Seminare, Leipzig, D6rr): Meeresstrand. Die Stadt. Abschied. Weihnachtsabend. Die Kinder. F6r meine S6hne. Spruch. Schließe mir die Augen beide. Trost. Du warst es doch. Einer Toten. Tiefe Schatten. Begrabe nur dein Liebstes! Gode Nacht. April. Mai. Die Nachtigall. Lied des Harfenm6dchens. Abseits. Auf dem Segeberg. Ueber die Heide. Ein gr6nes Blatt. Oktoberlied. An Klaus Groth.

Unter den Anthologien f6r die weiteren Kreise der Poesiefreunde bietet Storms Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius (Leipzig, Mauke): Mai. Abseits. Die Stadt. Meeres-

strand. Ueber die Heide. Oktoberlied. Lied des Harfenmädchens. Die Nacht. Trost. Schließe mir die Augen beide. Du warst es doch. Juli. Gode Nacht. Knecht Ruprecht. Von Kagen. Begrabe nur dein Liebstes. Tiefe Schatten. Einer Toten. Für meine Söhne. Sprüche. Ritornelle. Beginn des Endes. — Ferd. Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik seit 1850: Oktoberlied. Abseits. Meeresstrand. Lied des Harfenmädchens. Die Nacht. Einer Toten. Gesegnete Mahlzeit. Von Kagen. Zweifel. Juli. Abschied 1853. Für meine Söhne. Trost. Beginn des Endes. Ein Sterbender. Ritornelle. Begrabe nur dein Liebstes. Crucifixus.

Avenarius, Hausbuch deutscher Lyrik (München, Callwey): Mai. Abseits. Die Stadt. Meeresstrand. Ueber die Heide. Oktoberlied. Lied des Harfenmädchens. Die Nacht. Trost. Schließe mir die Augen beide. Du warst es doch. Juli. Gode Nacht. Knecht Ruprecht. Von Kagen. Begrabe nur dein Liebstes. Tiefe Schatten. Einer Toten. Für meine Söhne. Sprüche. Ritornelle. Beginn des Endes.

Theodor v. Sosnosky, Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts (Stuttg., Cotta): Die Stadt. Abseits. Sommermittag. Die Stunde schlug. Du willst es nicht. O süßes Nichtstun. Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt. Wohl rief ich sanft. Die Lieb' ist wie ein Wiegenlied. Herbst. Einer Toten. Tiefe Schatten.

Ferd. Gregori, Lyrische Andachten (Leipzig, Hesse): Begrabe nur dein Liebstes. Bettlerliebe. Dämmerstunde. Die Stadt. Du warst es doch. Elisabeth. Meeresstrand. Sturmnacht. Waldweg.

Will Vesper, Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik (Düsseldorf, Lange-wiesche, Brandt): Hyazinthen. Schlaflos. Sturmnacht. Meeresstrand. Die Stadt. Schließe mir die Augen beide. Trost. Das aber kann ich nicht ertragen.



